

Zum projektierten Riesen-Sängerfest in Wien bei Anlass der Schubert-Jahrhundertfeier (19. November)

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 19

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nach der Anführung dieser Hauptwerke Klüdigers müssen wir im engen Rahmen dieses mehr allgemein und hinweisend gehaltenen Artikels darauf verzichten, auf seine vielen weiteren Facharbeiten auch nur ihrem Titel nach einzugehen.

Ein Zug ist in Klüdigers ganzem Schriftwerk unverkennbar: ein stark ausgeprägter Sinn für geschichtliche Auffassung und Darstellung. Es liegt fast eine gewisse Tragik darin, daß Klüdiger letzten Endes doch auf die Erfüllung eines seiner größten und ältesten Lieblingswünsche hat verzichten müssen: auf die Abfassung der „Geschichte der Pharmazie“. Sein Gesamtwerk ist aber ohnedies gewaltig groß.

An Anerkennung hat es Klüdiger nicht gefehlt. Unbestreitbar und unbestritten der bedeutendste Pharmakognost seiner Zeit, — so bezeichnet ihn Professor Tschirch in seinem Lebensbild —, ist er einer der meistgeehrten Vertreter seines Faches gewesen. Aber alle die Ehrungen und Auszeichnungen haben ihn nicht eitel gemacht. Sein Sinn und Wesen blieb trotz seiner außergewöhnlichen Erfolge unverändert schlicht und bescheiden. Er bleibt nicht nur das Vorbild eines großen Gelehrten und hilfsbereiten Lehrers, sondern auch eines liebevollen Familienvaters und eines selbstlosen Freundes.

Adolf Räf.

Heinrich Federer.

Sonntag den 29. April starb in Zürich der Schriftsteller Heinrich Federer an einer Blinddarmentzündung im Alter von 61 Jahren. Am 2. Mai wurde er auf dem Rehalpfriedhof unter großen Ehren bestattet. Die Leichenfeier fand in der Liebfrauenkirche statt. Freunde aus allen Teilen des Landes und Delegationen zahlreicher Vereine und Behörden waren herbeigeeilt, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Seinem Wunsch und letzten Willen gemäß wurden an seinem Grabe keine offiziellen Reden gehalten. Die katholische Kirche allein hatte das Wort. Die liturgische Feier war eingerahmt von Musik- und Gesangsvorträgen. Die priesterliche Trauerrede hielt sein Freund Professor de Castonay. Der Bundesrat schickte der Familie des Verstorbenen sein Beileidsschreiben, wie das beim Tode verdienter Männer üblich ist.

Heinrich Federer ist am 7. Oktober 1866 in Brienz als Sohn armer Eltern geboren. Das schlichte Geburtshaus ist als solches kenntlich gemacht durch eine Gedenktafel. Daß er schon zu seinen Lebzeiten geehrt und gefeiert würde wie eine große historische Persönlichkeit, hätte das kleine arme Bublein von damals sich auch nicht träumen lassen.

Seine Jugendjahre verbrachte Federer in Obwalden, unfern der Stätte, wo sein geliebter Heiliger, Bruder Klaus im Ranft, seine letzten segensreichen Jahre erlebte. Ihm und dem großen umbrischen Heiligen, dem Franz von Assisi, eiferte er nach. Er wurde Priester.

Seine erste Pfarrstelle fand er in Zonschwil im Toggenburg. Ein schlimmes Asthmaleiden zwang ihn aber nach wenigen Jahren, das Predigen auf der Kanzel aufzugeben. Er entdeckte seine Fähigkeiten im Schrifttum und wurde ein Priester des geschriebenen Wortes: Als Verkündiger göttlicher Wahrheiten, als Lobpreiser seelischer Schönheiten und als Enthousiasten der Natur zeigen ihn seine Bücher.

Dem Heiligen Franz widmete er sein erstes Werk (1908). Er ist später immer und immer wieder zu ihm, dem Poeten unter den Heiligen, zurückgekehrt. Am ergreifendsten wohl hat er dem Boverello gehuldigt in seiner unvergleichlich innigen und gemühtiefen Erzählung „Das letzte Stündlein des Papstes“.

Den großen Wurf tat er mit seinem Roman „Berge und Menschen“, dem die „Lachweiler Geschichten“ folgten, Erzählungen aus seiner Jugendzeit, die schon früher konzipiert waren, und die er nun aus jahrelangem Schubladen-dasein ans Licht zog, da seine originelle, innerlich blickende und doch so weltvertraute und weltfrohe Art den Lesern jedes Standes und jedes Bekenntnisses ein freudiges Seelen-

erlebnis wurde. Mit einem Schlage war Heinrich Federer ein berühmter Dichter, ja eine Zeitlang der meistgelobte Schweizer überhaupt.



Heinrich Federer.

Es folgten diesen Büchern die Unterwaldner Erzählungen „Pilatus“, „Jungfer Therese“, das „Mätteliseppli“ und „Regina Lob“. Dann eine Reihe kleinerer Erzählungen; darunter „Sisto e Sesto“, eine allerliebste Kindergeschichte, die einen beiseitseligen Erfolg erlebte (über 100,000 Ex.); ferner die schon erwähnte Erzählung aus dem Leben des Franz von Assisi: „Das letzte Stündlein des Papstes“, die andere Erinnerung an seine Italienzeit: „Eine Nacht in den Abruzzen“ und dann ein ganzes Buch „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden“. Zwischenhinein schrieb er wieder Heimatgeschichten: „Der Fürchtmacher“, „Das Wunder in Holzshufen“ und seinen letzten Roman „Spizbube über Spizbube“.

In den letzten Jahren war sein Schaffen häufig von bitteren Leidensstunden nicht ganz unterbrochen, aber doch schwer gehemmt. Federer suchte von seinem chronischen Asthma in langen Kuraufenthalten in den Bergen, so in San Bernardino und im Weissenburgbad im Simmental, loszukommen. Umsonst. Er fügte sich zuletzt gottergeben in sein Schicksal und sah als Kranker und doch Schaffender, von treuen Verwandten in Zürich gepflegt, dem unerbittlich nahenden Tode entgegen. Eine barmherzige Blinddarmentkrankheit hat ihm seinen Kalvarienweg doch noch geführt.

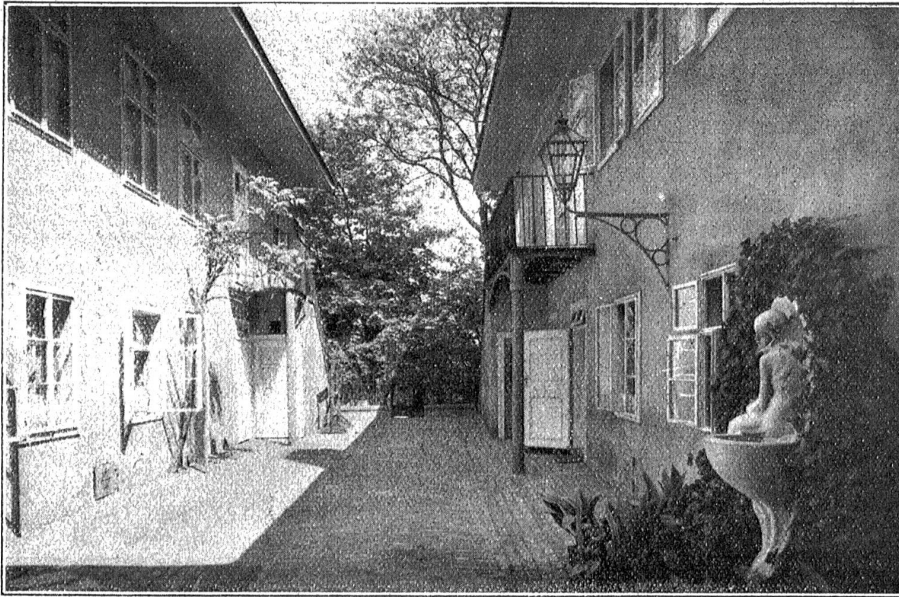
Was Federers Dichterpersönlichkeit besonders liebens- und verehrens-wert machte, das war seine Güte gegen alle Mitmenschen, wes Standes und Geschlechtes und Bekenntnisses sie waren; das war ferner sein weitherziges Verständnis allem Menschlichen gegenüber, war sein unentwegter Optimismus im Blick auf das Künftige; das war nicht zuletzt auch die treu schweizerische Gesinnung, die ihm ein waches und wachstames Interesse für alles vaterländische Geschehen bewahrte.

Heinrich Federer war ein weitgespannter, tiefgegründeter Geist, eine ganze, volle Persönlichkeit. Es war wieder ein Beweis für die Tatsache, daß nicht der Körper den Menschen zu dem macht, was er ist, sondern daß die seelischen Kräfte das Gerüste sind, an dem er zur inneren Freiheit und damit zur richtungsweisenden Persönlichkeit emporwächst.

H. B.

Zum projektierten Riesen-Sängerfest in Wien bei Anlaß der Schubert-Jahrhundertfeier. (19. November.)

Alte Häuschen mit budligen Dächern, unebenem Steinpflaster unter der Toreinfahrt und verregneten bemooften Mauern, Häuschen, die sich „windebang“ eines an das



Der „Sorellenbrunnen“ im Schubert-Haus in Lichtenthal bei Wien.

andere anlehnen — welch eigenartigen Reiz haben doch die für den modernen Großstädter. In beschaulicher Ruhe liegen sie da, halbverwitterte Spuren von rosa, himmelblauer oder gelber Tünche noch an sich tragend. Und so warten sie, bis ihnen die Ziegel wackelig werden, wie den alten Leuten die Zähne im Mund. Die Trambahn klingelt nicht an ihnen vorbei, keine Autohupe läßt vor ihren Fenstern das nervenzerrüttende Getöse erschallen und der Lift — wenn sie doch lachen könnten, diese beschaulichen Philosophen, da würden sie es jezt darüber tun —, alle Lifts der Welt, mögen sie noch so modern eingerichtet sein, mit Seidenpolstern und selbsttätiger elektrischer Beleuchtung, sie sind doch ein zweckloses Nichts für ebenerdige Häuser.

Der Zeiger der Zeit bleibt vor ihnen still stehen, nein, er dreht sich langsam zurück, um Stunden, Tage, Jahre und

.... halbvergeß'ne alte Lieder
Werden wach in meiner Seele,
Sätt' ich nur, sie auszusingen,
Wilde Amsel, deine Kehle,

schreibt der Dichter.

Die wilde Amsel, die die Kehle dazu hatte, ist ein armer Lehrer und Lehrersohn in Wien gewesen, einer der unter acht Geschwistern trotz kargem Brot das Singen lernte: Franz Schubert. Das Amselneß, Schuberts Geburtshaus, steht heute noch und ist juzt auch so ein altertümliches Häuschen, wie die oben geschilderten. Es befindet sich mit noch anderen, ähnlichen aus seiner Zeit in einer ehemaligen, uralten Vorstadt Wiens, in Lichtenthal. — Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum... heute zwar nicht mehr, aber der Schubert Franz mag vielleicht noch einen gesehen haben, als er die tiefempfundenen und so naturwahren Noten dazu schrieb. Was Heinrich Heine von der Verslirf sagte, nämlich, daß sich mit den allereinfachsten Mitteln die vollendetste und innerlichste Wirkung erzielen läßt, das hat unser unsterblicher Liederkomponist getan. Wie schwer er auch infolge seiner Armut Leid und Bitterkeit erfahren hat — Schubert legte seine Schullehrerstelle nach einiger Zeit nieder, und blieb dann nur auf das Honorar für seine Kompositionen angewiesen — gerade das mag ihn zur schlichten, menschlichwahren Ausdrucksweise am meisten befähigt haben. Für den armen, offenherzigen Komponisten waren ein Paar Würstel und ein Krügel Bier schon ein Fest, das ihn mit Dank und Fröhlichkeit erfüllte. Tief erschüttert lesen wir heute seine häufig auf der Rückseite der Speisefarte irgend eines Wirtshauses der Vorstadt ge-

schriebenen Notenmanuskripte „Horch, horch, die Lerch' im Aetherblau...“

Die Fröhlichkeit, der lachende Humor, mit tausend Geigen haben sie noch im Herzen des Franz gespielt, wenn längst keine einzige mehr davon am Himmel hing. Bekannt ist die Anekdote, der von ihm an den Hofenbeinen oder umgekehrt zum Fenster hinausgegangenen Hofe, die dem Kellner im gegenüberliegenden Wirtshaus verabredungsgemäß anzeigte, ob der „Herr von Schubert“ bloß nur ein Gullasch, oder ausnahmsweise heute etwas Besseres zu speisen beliebe.

Ueber 600 Lieder hat uns der Meister mit dem goldenen Herzen geschenkt. Wir erwähnen nur die „Müllerlieder“, „Forelle“, „Schöne Müllerin“, „Erlkönig“ und „Seidenröslein“. Acht geistliche Lieder und sechs Messen, sowie zahlreiche Offertorien von ihm werden heute in den Kirchen der ganzen Welt georgelt. So weit die deutsche Sprache reicht, ist man stolz auf Franz Schubert. Die

ganze Welt rüstet sich zu einer großartigen, eindrucksvollen Ehrung für den nun hundert Jahre im Grabe ruhenden Lieddichter. Neunzigtausend Sänger aus Deutschland allein, wollen in der nächsten Zeit zum großen deutschen Sängerfest in die Heimat des Liederfürsten reisen, wo sie sich mit Sängern aus Amerika, Wien und Afrika ein Stelldichein geben werden. Alle verfügbaren Schulen, Kasernen und öffentlichen Gebäude in Wien sind zur Unterbringung dieser gewaltigen Zahl von Fremden mit Beschlagnahme belegt worden. Das deutsche Reichswehrministerium sendet 36 Eisenbahnwaggons mit 60,000 Betten nach Wien und von den an Oesterreich grenzenden Staaten werden alle verfügbaren Lokomotiven und die gesamten Wagenparks bereitgehalten. Wie manche Träne mag dann in den Augen zittern und wie manches Hochgefühl die Brust bewegen, wenn im Verlauf des Festes — wie so oft schon in den hundert Jahren — ein Lied erklingt, das Franz Schubert, der Schöpfer des modernen deutschen Liedes, geschrieben hat. Adraf.

Der Fremdling von Heiligenstadt.

In stiller Vorstadt, struppigwildes Haars,
Als wär' ein Schlachtenherold er des Mars,
Trieb oft ein Fremder sein geschäftig Wesen.
Bald schien zu träumen er und bald zu lesen.
Wie mit Dämonen ringend, warf er sich zur Erde
Mit eines Prometheus Trotzgerbe.
Drauf hob er lauschend sich, die Augen bligten —
Dieweil die Finger krause Dinge kritzten
Hin auf ein Täfelchen, ein Stück Papier —,
Um dann wie ein zum Kampf gereizter Stier
Wild loszustürmen auf die Bubenschar,
Die ihn verhöhnte, — Späßen einen Nar!
Das ist die Welt, die boshaft an dich grinst,
Wenn du dir eine Schaffensfrucht gewinnst;
Die im Entstehn verlacht, was sie dereinst verehrt,
Selbst dem Genie das Schaffen noch erschwert.
Die grausam den zum Mär'trer weiht, der Licht verbreitet
unentwegt, —
Gleichviel, ob er des Größten Namen — Beethovens —
oder deinen trägt.

Alfred Beetschen.